

Transkulturelle Klinische Psychologie: Zurück in die Zukunft?

Eva Heim, Ulrike von Lersner



© melita/stock.adobe.com

Quelle: © melita/stock.adobe.com

Im Juni 2024 fand in Berlin der 3. Deutsche Psychotherapiekongress statt. Dabei wurde deutlich: Die transkulturelle Psychotherapie (TKP) lebt und gewinnt an Bedeutung. Bisher wurde die TKP in den Subdisziplinen der Klinischen Psychologie unterschiedlich verfolgt. Wir erachten die Kultursensitivität als allgemeinen schulenübergreifenden Wirkfaktor, dem die klinisch-psychologische Forschung und Praxis vermehrt Beachtung schenken sollte.

Psychologie als Wissenschaft – eine historische Rückbesinnung

Aus der Psychotherapie wissen wir, dass es unabdingbar ist, auf die Lebensgeschichte der Patient*innen zurückzublicken, um ihr aktuelles Erleben und Verhalten besser einordnen zu können. Für diesen Artikel wollen wir ebenfalls kurz auf die Entstehungsgeschichte der Psychologie zurückblicken. Diese Herangehensweise soll uns dabei behilflich sein, unser eigenes Denken aus einer gewissen Dis-

tanz zu betrachten – ganz so, wie wir das oftmals unseren Patient*innen vorschlagen.

In den Anfängen der Psychologie als Wissenschaft wurde darüber debattiert, ob sie eher in den Natur- oder in den Geistes- und Sozialwissenschaften anzusiedeln sei. Dabei sprachen sich wichtige Pioniere wie Wilhelm Wundt dafür aus, dass wir zwei „Psychologien“ brauchen, die sich gegenseitig ergänzen: Die eine, welche mithilfe von Experimenten die allgemein gültigen Gesetze menschlichen Er-

lebens und Verhaltens erforscht, und eine andere, welche den historischen, sozialen und kulturellen Kontext berücksichtigt [1].

Dieser Vorschlag hat auch heute eine weitreichende Bedeutung für die psychologische Wissenschaft, und insbesondere für die psychologische Psychotherapie, denn diese historische Debatte ist sinnbildlich für einen der zentralsten Aspekte der transkulturellen Psychologie und Psychotherapie: Die Konzeption des Selbst bzw. der Person. Unser psychologisches Fachwissen basiert im Wesentlichen auf einem „westlich“ geprägten Menschenbild, welches historisch, sozial und kulturell verankert ist. Dazu gehören beispielsweise die Betonung der Einzigartigkeit, Unabhängigkeit und Selbstverantwortung jedes Individuums [2] oder die Wichtigkeit des emotionalen Geschehens und Ausdrucks [3]. Dieses Menschenbild spiegelt sich in der Politik, in unseren Gesetzen, im Bildungswesen und in unserem Wirtschaftssystem wider. Es ist um uns und in uns wie die Luft, die wir atmen, und wir nehmen es als selbstverständlich wahr.

Dieses Menschenbild entspricht der „ersten“ Psychologie: Das Individuum, der Geist, die Psyche werden als vom Kontext losgelöste Entitäten wahrgenommen, Menschen wird ein abstrakter Charakter, eine einzigartige und kontextunabhängige Persönlichkeit zugeschrieben. Gleichzeitig werden Menschen als Inkarnation einer abstrakten Menschheit betrachtet [4], deren Gesetze sich mithilfe experimenteller Methoden erforschen lassen. Persönlichkeit, Emotionen, Kognitionen, Motive – diese Konzepte werden als abstrakte Kategorien, kontextunabhängig erforscht [5]. In der „anderen“ Psychologie wird das Individuum, d. h. seine Gedanken, Gefühle oder sein Verhalten, immer in Bezug gesetzt zu seinem Kontext [1]. Diese „andere“ Psychologie verwendet heute vor allem qualitative Methoden und kommt zu anderen Resultaten als die „erste“ Psychologie. Interessanterweise ist die Grundannahme der „zweiten“ Psychologie, wonach der Mensch nur in seinem Kontext verstanden werden kann, in den meisten Gesellschaften weltweit eine Selbstverständlichkeit [4].

Wichtige Pioniere der Psychologie waren der Ansicht, dass wir beide Sichtweisen brauchen, um die menschliche Psyche wirklich zu verstehen [1]. Da die „erste“ Psychologie jedoch eher dem westlichen Verständnis einer Person entspricht, wird heute an den Universitäten hauptsächlich diese „eine“ Psychologie gelehrt, gelernt und erforscht, und ihre Befunde werden als „universelle“ Gesetzmäßigkeiten propagiert.

Wir und die anderen

Die meisten Erkenntnisse der Psychologie basieren auf Forschungsergebnissen aus den USA, Europa und Australien [6] und bilden innerhalb dieser Regionen lediglich einen kleinen Ausschnitt der Bevölkerung ab, nämlich in

vielen Fällen Studierende an den Universitäten [5]. Diese Kohorte der Weltbevölkerung ist uns sehr vertraut, da wir Teil von ihr sind, was uns dazu verleitet, die Erkenntnisse der Psychologie als „universell“ anzusehen. Diese Annahme hält der empirischen Überprüfung jedoch nicht stand. Henrich et al. [5] haben eine Vielzahl von psychologischen Konstrukten (z. B. Fairness, moralisches Denken, Selbstwert, Konformität) in vielen Regionen der Welt untersucht. Die Resultate zeigen, dass die sog. „WEIRD“-Regionen (western, educated, industrialised, rich, and democratic; WEIRD = englisches Wort für „komisch“) im internationalen Vergleich häufig einen Ausreißer bilden, sich also stark von anderen Gruppen abheben, während sich die anderen Gruppen untereinander bei aller Variabilität doch ähnlicher sind.

Wie oben dargestellt besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen „uns“ (den WEIRD-Regionen) und „den anderen“ darin, wie wir den Menschen betrachten, nämlich als autonomes Individuum. Der herausragende Kulturanthropologe Clifford Geertz bezeichnet diese Denkweise aus dem Blickwinkel anderer soziokultureller Gruppen als eine „ziemlich eigentümliche“ Idee [7]: „Die westliche Vorstellung von der Person als einem begrenzten, einzigartigen, mehr oder weniger integrierten motivationalen und kognitiven Universum, einem dynamischen Zentrum des Bewusstseins, der Emotionen, des Urteils und des Handelns, das zu einem unverwechselbaren Ganzen organisiert ist und sich sowohl gegen andere solche Ganzheiten als auch gegen einen sozialen und natürlichen Hintergrund abgrenzt, ist, so unverbesserlich sie uns auch erscheinen mag, eine ziemlich eigentümliche Idee im Kontext der Kulturen der Welt. (S. 48)“

In vielen soziokulturellen Gruppen kann das Selbst nur als Teil eines Ganzen verstanden werden [2]. Der Fokus liegt eher auf der Außenwelt als auf dem inneren Geschehen, sozialer Status und Ansehen werden durch das Erfüllen von Rollen erreicht. Umgekehrt kommt der Verlust des sozialen Ansehens und der damit verbundene Ausschluss aus der Gemeinschaft einem Verlust des Selbst gleich, was u. U. mit dem Tod gleichgesetzt wird [8]. Menschen werden nicht im Sinne eines abstrakten, überdauernden Charakters wahrgenommen, sondern anhand ihres Verhaltens in bestimmten Situationen und vor dem Hintergrund ihrer Rolle und ihres Status [4]. Entsprechend werden auch Emotionen als „zwischen Menschen“ wahrgenommen, und nicht als „in Menschen drin“ [9].

Diese unterschiedlichen Sichtweisen werden in der Literatur oft als „Individualismus“ und „Kollektivismus“ bzw. „Independenz“ und „Interdependenz“ beschrieben. Hier gilt es allerdings auch anzumerken, dass sich weltweit viele verschiedene „Spielarten“ von Independenz und Interdependenz finden, weshalb die Dichotomie zu kurz greift [10]. Doch die grundlegende Auffassung eines autonomen vs. eines eingebundenen Individuums, mit all seinen Kon-